

DOLORES M. BAUER

Alte Kirche – Junge Kirche

Ein Erfahrungsbericht der Hoffnung

Wer in der Kirche des Nordens hauptberuflich arbeitet, müsste wohl einmal im Leben eine Zeitlang in einer der vielen kirchlichen Gemeinden der sogenannten Dritten Welt mitleben. Nur so wird er oder sie selbst Zeuge und Zeugin der Geburt einer neuen zukünftigen Kirche, die seit Jahrzehnten im Gange ist. Die Redaktion wollte sich diesem Phänomen nicht mit einer wissenschaftlich-theologischen Analyse, sondern mit dem beherzten Bericht einer Zeugin und Dokumentatorin dieses Prozesses nähern. Dolores M. Bauer arbeitet als Buchautorin und freie Journalistin, die in ihren Hörfunk- und Fernsehdokumentationen des Österreichischen Rundfunks zu einem mutigen Sprachrohr der Menschen und der Kirchen der armen Länder geworden ist. (Redaktion)

Die alte Dame und das junge Mädchen

Unsere Kirche war immer schon alt und jung zugleich, war immer von zwei Geschwindigkeiten geprägt. Es hat immer die scheinbar und auch wirklich mächtige Institution gegeben, die oft Jahrzehnte, ja auch Jahrhunderte hinterherhinkte; es hat in ihr aber immer auch Propheten gegeben, ja Ketzer, die so genannten und die wirklichen Häretiker. Zu ihrer Zeit verkannt, ausgeschlossen oder verbrannt, wurden sie in einigen Fällen später doch rehabilitiert und sogar zur Ehre der Altäre erhoben. Der ägyptische Jesuit P. Henri Boulad, ein Mystiker unserer Tage, hat einmal lächelnd gemeint: „Gewachsen ist die Kirche eigentlich immer nur an den so genannten Ketzern und nicht am Establishment.“

Leidet die Kirche bis heute an einem Geburtsfehler? – Schon das NT berichtet von heftigen Streitgesprächen über den Kurs der damals jungen Kirche. Erinnern wir uns nur an die scharfen Auseinandersetzungen zwischen dem

judenchristlich orientierten Petrus und dem heidenchristlichen Paulus, der die Beschneidung nicht als *conditio sine qua non* für die Taufe im Namen Jesu anerkennen wollte. Dann kam die Zeit der Verfolgung, die Zeit in den Katakomben von Rom, die Zeit, in der sich dieses kleine Häuflein bewährte und von dem es bis in die römische Oberschicht hinein hieß: „Seht wie sie einander lieben“.

Das war, wenn man so sagen kann, die wirkliche Jugendzeit, denn der Alterungsprozess begann bereits unter dem eher schwachen Kaiser Konstantin, als dieser jugendfrischen Kirche der „Sündenfall mit der Macht“ passiert ist, indem der Kaiser sie zur Staatskirche avancieren ließ. Es ist ihr nicht wirklich gelungen, das römische Reich zu christianisieren; dafür hat sie sich die Herrschaftszeichen der Staatsmacht angeeignet und das Kernstück jesuanischer Ethik, die Bergpredigt, Stück um Stück verraten. Natürlich, was sollte man als Staatsreligion auch mit jenen, die Jesus selig gepriesen hatte: mit den Armen, den Weinenden, den Gewaltlosen, mit

jenen, die den Frieden taten, die nach Gerechtigkeit dürsteten und jenen, die um ihres Glaubens willen verfolgt worden sind. Diese selig Gepriesenen reservierte man für Asketen und Heilige als Auserwählte und erklärte das jesuanische Postulat als dem Normalchristen unzumutbar. Schließlich gehörte man jetzt zu den Siegern, war Teil der weltlichen Macht geworden, brauchte den Pomp der *ecclesia triumphans*, das Geld, die Insignien der Macht. Schon Meister Eckhart beklagte diese frühe Fehlentwicklung und wurde nicht müde, seine Forderung zu wiederholen: „Die Kirche muss endlich dem Konstantin abschwören und wieder gottfarbiger werden“. Eine Forderung, die bis heute Gültigkeit hat.

Auch wenn in der Folge des Zweiten Vatikanischen Konzils die römische Kirche sich gewisser Machtinsignien entledigt hat: Von der im Konzil hervorgehobenen und gerne zitierten Geschwisterlichkeit des Gottesvolkes ist in der kirchlichen Praxis immer noch wenig zu spüren; der zentralistische Stil dieses Pontifikats geht sogar in die entgegengesetzte Richtung. Und doch, was geschehen ist, ist geschehen, und der evolutionäre Prozess, den Johannes XXIII. entzündet hat, kann vielleicht, wie Weihbischof DDR. Helmut Krätzl schreibt: „Im Sprung gehemmt“¹, verlangsamt, aber nicht gestoppt oder gar rückgängig gemacht werden, weil es sich wie bei jedem evolutionären Geschehen um einen Lebensprozess handelt.

Daher ist die immanente Ungleichzeitigkeit in dieser heute so schnelllebigen Zeit krasser spürbar als früher. Wie zwei Frauen erscheint die Kirche heute: Auf der einen Seite die müde, alte,

ziemlich versteinerte Dame in Europa und überhaupt in der im Konsumismus versinkenden Welt, in der Welt der Sättigten und auch in den elitären Kreisen anderswo, wo man noch am Glamour feudaler Strukturen festzuhalten sucht; auf der anderen Seite das junge Mädchen mit wild wehen-dem Haar, einem strahlenden Lächeln und lebenskräftigen Armen, bereit, das Leben selbst in die Hände zu nehmen; diese junge Frau steht aber, von Europa aus gesehen, an den geographischen und sozialen Rändern der Welt, in den Regionen der Elendsgesellschaften.

Dass die Verjüngung der alten Dame in der nachkonziliaren Zeit vor allem in Europa nicht gekommen ist, verdanken wir nicht einem blinden Zufall. Das hat auch einen brisanten politischen Hintergrund. Man stand mitten im Kalten Krieg, erstarrte ängstlich vor dem „Gleichgewicht des Schreckens“ der 80er Jahre des vergangenen Jahrhunderts und fürchtete um den Fortbestand des „Christlichen Abendlandes“. Im Angesicht des Erzfeindes „kommunistischer Osten“ setzte man allemal lieber auf Bewährtes, statt sich auf den noch schwankenden Boden eines geistgewirkten Neuen zu begeben. In diesen Zusammenhang fügt sich das Urteil des Wiener Pastoraltheologen Paul Weiß ein, die Praxis Jesu habe die Menschen in Europa nicht wirklich geprägt, und so könne auch das Christentum in seiner (kirchlich) tradierten Form der Europäischen Union nicht helfen, eine Seele zu finden, nach der im Moment so eifrig gesucht wird, denn: Die Berufung auf ein ungeklärtes Erbe gemeinsamer Werte genügt nicht, um für Europa eine soziale Identität zu finden.² Der indische Jesuit P. Sebastian Paina-

¹ H. Krätzl, *Im Sprung gehemmt. Was mir nach dem Konzil noch alles fehlt*, St. Gabriel 1999.

² Vgl. P. Weiß, *Welche soziale Identität braucht Europa?* Essay, Wien 2002.

dath, der seine europäische Erziehung in seiner durch das Konzil geprägten katholischen Kirche Indiens überwunden zu haben glaubt, sagt auf die Frage der Zukunft der Kirche: „Wenn unsere Kirche Zukunft haben will, dann muss sie an die Wurzeln gehen, nicht an die des 19. Jahrhunderts, sondern an die wirklichen und endlich zur Kirche Jesu Christi und damit zu einer geschwisterlichen Kirche werden.“

Die Kirche des Südens

Ganz anders als in dem vom Schatten des Kalten Krieges überlagerten Europa wurden die Konzilsbeschlüsse in den Ländern des Südens, in den von der alten Mutter so genannten jungen Kirchen, den grünen Trieben des europäischen Stammes aufgenommen. Dort fielen sie auf „virgin land“, auf fruchtbaren, jungfräulichen Boden. Man darf dabei nicht vergessen, was Kirche zum Beispiel in Lateinamerika bis lange nach dem Abschluss des Konzils gewesen ist. Lateinamerika galt seit fast 500 Jahren als *der* katholische Subkontinent. Aber bis in die nachkonziliare Zeit, bis in die Zeit nach den großen Bischofskonferenzen von Puebla (1968) und Medellin (1978) konnte von Evangelisierung nicht die Rede sein. Das einzige Anzeichen rudimentärer Christlichkeit war bis dahin eine erzwungene oder doch forcierte Sakramentalisierung gewesen: Der Priester, der europäische Missionar kam ein bis zweimal pro Jahr in die Anden oder in die Dschungeldörfer. Dann wurden die inzwischen geborenen Kinder getauft, zur Erstkommunion oder zur Firmung gebracht. Die heiratswilligen Paare wurden getraut, eine bezahlte Menge

von Seelenmessen gelesen und einmal mit der Gemeinde Eucharistie gefeiert, mit einem „Bonbon“ aus dem Evangelium, ein paar meist marienfrommen Liedern und gewissen mahnenden Sprüchen. Der Priester war weg und die Menschen waren wieder sich selbst und ihrem alten Glaubensgut, ihren eigenen Traditionen überlassen. Im Grunde wussten diese Leute überhaupt nicht, was sie eigentlich glauben sollten. Der Synkretismus blühte. Das einzige, was sie wussten, war die Wichtigkeit der Taufe, denn das hatten ihnen die Europäer über die Generationen eingebläut: „Ohne Taufe bist du kein Mensch“.

Erst die Konzilsdokumente und die Dokumente der Lateinamerikanischen Bischofskonferenzen von Medellin und Puebla öffneten vielen Kirchenmännern die Augen. Die Weichen, so fanden die Wachen unter ihnen, mussten neu gestellt werden. Einer dieser Wachen war der aus Vorarlberg stammende Erwin Kräutler, Bischof der Prälatur am Xingu, im Norden Brasiliens³: „Plötzlich hat es bei uns gefunkt. Ich habe mich mit meinen Mitbrüdern und einige Ordensfrauen zusammengesetzt und wir haben uns gefragt, wer eigentlich das Volk Gottes sei, von dem in den Dokumenten so oft die Rede war. Wir kamen zu dem Schluss, dass nicht wir es waren, die damit gemeint waren, sondern das Volk, die Männer und Frauen draußen an den Flüssen, in den Wäldern, in den Dörfern und Städten unserer riesigen Diözese. Wir wussten, dass das kompliziert werden würde, aber wir fragten uns auch, woher wir denn, wir diese winzige Größe hinter dem Komma, das Recht nehmen, dieses Gottesvolk zu bevormunden und

³ Vgl. D. Bauer, *Strom des Elends – Fluß der Hoffnung. Unterwegs mit Dom Erwin Kräutler, Bischof vom Xingu, Salzburg 1989.*

ihm die Dinge einfach vorzuschreiben, ohne die Menschen einzubeziehen. Und dann haben wir eben angefangen Laien zu unseren Pastoralversammlungen einzuladen und mit ihnen die Programme zu diskutieren. Diese Laien, Frauen, Männer, Junge und Alte wurden mehr und mehr, ihr Interesse an ihrer Kirche wuchs und sie erwiesen sich als unglaublich konstruktiv, kreativ und von einer starken Glaubenskraft getragen, sodass wir Priester und Ordensleute uns bald auf das rechte Maß zusammengestutzt vorfanden: Wir waren eine verschwindende Minderheit in der Versammlung des Gottesvolkes, aber wir waren geliebt, respektiert, als Geschwister im Glauben angenommen. Das war heilsam und hat das Gesicht unserer Kirche auf wunderbare Weise verändert und bereichert.“

Natürlich fiel es den Klerikern anfangs nicht leicht, Hörende zu werden, und den bis dahin in Unmündigkeit und Untätigkeit gehaltenen Menschen fiel es schwer, nicht nur zur Kirche zu gehen, sondern Kirche zu sein. Jahrelange Gespräche im Hören und Reden, in der Ermutigung und Ermächtigung durch Bildungsprozesse folgten und brachten eine tief greifende Wandlung und reiche Frucht.

Die Kirche hat die Seite gewechselt

Diese lebendigen Basisgemeinden fand ich nicht nur am Xingu, nicht nur sonstwo in Brasilien, sondern überall dort, wo die Kirche die Seite gewechselt hat, in Guatemala, in El Salvador und Nicaragua, in Ecuador, Peru, Mexiko und Haiti. In diesen Gemeinden, egal ob in den Städten oder auf dem

Land, leben heute selbstbewusste und eigenverantwortliche Menschen, die den Glauben teilen und Gott in ihrer Mitte wissen. Als man ihnen endlich die Gute Nachricht in die eigenen Hände gelegt hatte und sie oft mit der Bibel in der Hand Lesen und Schreiben lernten und das Gelesene untereinander austauschten, begannen ihre Herzen im Glauben zu brennen. Heute ist das Evangelium Teil ihres Lebens: Alles, was ihr in den meisten Fällen hartes und bedrängtes Leben ausmacht, findet eine Entsprechung und auch eine Antwort im Leben und Lehren Jesu.

Ein faszinierendes Beispiel hat Ernesto Cardenal in den drei Bänden seines „Evangelium von Solentiname“⁴ dokumentiert. Darin geht es um eine lange Reihe von Bibelgesprächen, die er mit Mitgliedern seiner Gemeinde geführt hat, und während derer die Frauen und Männer und auch viele junge Menschen tief in die biblischen Figuren eintauchten, bis die Geschichten zum inneren Kern ihres Wesens geworden sind. Dadurch ist ihnen dann auch die Kraft zugewachsen, die sie zum Kampf gegen die herrschende Ungerechtigkeit und das unterdrückerische politische und wirtschaftliche System befähigte. Die Lehren des Bergpredigers sind endlich dorthin gekommen, wo sie hingehören, in die Lebensrealität der Menschen, und bestimmten fortan ihre Reich-Gottes-Arbeit für ein Leben in Gerechtigkeit und Menschenwürde.

„Wo Gott ist, hat Hass keinen Raum“

Ich erinnere mich an eine Szene im Krankenhaus von San Cristobal des Las Casas in Chiapas, dem südlichsten und ärmsten Bundesstaat Mexikos.

⁴ E. Cardenal, Das Evangelium der Bauern von Solentiname. Gespräch über das Leben Jesu in Lateinamerika. Aufgezeichnet von E. Cardenal, Wuppertal 1991 (1976–1978).

Dort traf ich Maria Vasquez Gomez, die Katechistin aus dem Bergdorf Acteal wieder, die ich bei der Trauerfeier für die 45 Opfer eines Massakers, das wenige Tage vorher paramilitärische Truppen an der Zivilbevölkerung verübt hatten, kennengelernt hatte. Maria hat dabei neun ihrer engsten Familienangehörigen verloren, die Mutter, zwei Brüder, Schwägerinnen, Nichten und Neffen. Nach einem längeren Gespräch fragte ich die junge Frau ganz direkt: „Maria, hasst du die Männer, die dir, die euch das angetan haben?“ – Ich schaute in dunkle, fragende Augen: „Hass, was ist das? – Weißt du, das ist alles sehr schlimm und mein Herz tut sehr weh, aber ich weiß, Gott ist immer bei uns, er verlässt seine Armen nicht. Und wo Gott ist, hat Hass keinen Raum.“ Dieser Satz der tapferen, kleinen Kämpferin wurde mir zum Hoffnungszeichen für diese junge Kirche in einer Welt, die heute mehr denn je von Gewalt, vom tödlichen Wechselspiel von Rache und Vergeltung beherrscht ist.

Noch einmal zurück in die Prälatur am Xingu. Dom Erwin stehen für die Pastoral seiner 350.000 km² großen Diözese, in der es kaum Straßen, nur Flussläufe gibt, lediglich 16 Priester zur Verfügung. Ja, Sie haben richtig gelesen: 16 Priester für ein Gebiet, das mehr als viermal so groß wie Österreich ist. In die Dörfer und Gemeinden an den Flüssen und in den Wäldern kommt vielleicht alle vier bis fünf Monate ein Priester, der Bischof vielleicht alle zwei Jahre. Und doch sind diese Gemeinden ganz und gar lebendig. Die Menschen treffen einander nicht nur am Sonntag zum Gottesdienst, sondern auch immer wieder während der Woche. Sie teilen die Bibel, sie reden über den Glauben und diskutieren ihre Probleme, versuchen

Lösungen zu finden. Aber dann, wenn der Padre kommt oder gar der geliebte Dom Erwin, dann ist die Freude über groß, dann gerät die wirklich geschwisterliche Begegnung, die gemeinsame Feier der ersehnten Eucharistie zu einem Fest, zu einem Fest des Lebens und des Glaubens.

Ich kann mich nicht erinnern, in unseren Breiten jemals so viel Herzlichkeit erlebt zu haben oder so offenen, so lebendigen, aber auch so ernsten und tief schürfenden Gesprächen zwischen Priestern und Laien gelauscht zu haben. Aber wenn der Priester, wenn der Bischof wieder vom Ufer ablegt, wissen diese Menschen heute, dass sie nicht alleingelassen sind, sondern gemeinsam eine starke und vertrauensvolle Gemeinde bilden, als die sie Teil des Volkes Gottes sind, eines Gottes, der sie niemals im Stich lassen wird.

Und noch etwas kommt hinzu: Das weibliche Element, das diese Ortskirchen prägt. 75 bis 80 Prozent der gewählten Gemeindeleiter am Xingu und in vielen anderen brasilianischen Diözesen sind Frauen. Bischof Kräutler meint: „Die von Frauen geleiteten Gemeinden funktionieren in der Regel besser. Sie sind harmonischer und sie sind spiritueller und geschwisterlicher. Warum? Ich meine, die meisten Männer sind noch nicht aus ihren Macho-Träumen erwacht, sie wollen immer noch herrschen, immer noch Macht ausüben und außerdem verstehen sie von den alltäglichen Dingen nicht viel, die weitgehend von der Arbeit der Frauen bestimmt sind. Die Frauen hingegen kennen die Sorgen und Nöte der Familien, wissen was los ist und haben Antworten aus der je eigenen Erfahrung und von dem, was sie in den Kursen gelernt haben, und sie sind wirklich solidarisch, weil sie dem Leben und damit Gott näher sind, also direkt

aus der Quelle trinken können. Viele dieser Frauen, die ich gut kenne“, so Dom Erwin, „sind in meinen Augen die wahren Heiligen unserer Tage.“

Eine andere Kirche – eine andere Theologie

Aus dem, was diese Gemeinden in vielen Teilen Lateinamerikas in Kampf und Kontemplation leben, aus ihrer Sehnsucht nach integraler Befreiung, die Jesus ihnen zugesagt hat, ist im Laufe der Jahrzehnte das entstanden, was man Befreiungstheologie genannt hat. Sie wurde erstmals von dem aus einer Indio-Familie stammenden Theologen Gustavo Gutierrez⁵ formuliert, sozusagen als theologischer Überbau des real gelebten Lebens. Er sah das arme Volk seines Kontinents, die an den Rand gedrängten Mestizen und Mulatten und die oftmals ganz aus der Gesellschaft ausgeschlossenen Indigenas in einer Exodus-Situation, in der Gott den Schrei seines Volkes hört und es aus dem Sklavenhaus Ägypten herausführt in ein gelobtes Land. Viele Theologen haben dieses Bild aufgenommen und weiter ausgefaltet und damit bald weltweite Aufmerksamkeit erregt, auch jene des römischen Lehramtes. Um die „Strukturen der Sünde“ beschreiben zu können, mussten diese Autoren zum Teil das bisher gültige Vokabular verlassen und Anleihen bei den Sozialwissenschaften, ja auch bei Karl Marx machen, weil man sonst nicht hätte verstehen können, worum es in diesem notwendigen Widerstand gegen die ausbeuterischen Strukturen in Politik und Wirtschaft gegangen ist und immer noch geht.

Es begann die Zeit der Märtyrer, die bis heute anhält, die Zeit jener Menschen,

jener Männer und Frauen, die weiterhin von der der „Alten Kirche“ angehörenden Obrigkeit im Stich gelassen, aus ihrem gelebten und bezeugten Glauben heraus auch zu politischen Gegnern der Mächtigen und Reichen geworden sind. Das Blut der Märtyrer und Märtyrerinnen floss reichlich in den vergangenen Jahrzehnten und das nicht nur in den Ländern Lateinamerikas, sondern überall auf der Welt, wo der Same des Konzils aufgegangen war und reiche Frucht gebracht hat, überall dort, wo die Kirche – nicht in all ihren Teilen, aber doch partiell – die Seite gewechselt hat. Sie ist aus der tradierten Allianz mit den Reichen und Mächtigen ausgebrochen und an die Seite der Armen getreten, an die Seite der Namenlosen, die seit urdenklichen Zeiten immer die Lieblingskinder Gottes gewesen sind. Hätten die christlichen Kirchen im Europa des 19. Jahrhunderts dies gewagt, hätten sie sich schon damals von der weltlichen Macht verabschiedet, hätten sie den Palästen und Prunkhäusern der Industriepotentaten den Rücken gekehrt und sich den armen Weberinnen, den ausgemergelten Arbeitern, den in den Minen geschundenen Kindern liebend zugewandt, dann hätte die Welt sich vermutlich den Umweg über den Marxismus ersparen können.

„Wir organisieren Hoffnung“ – Die jungen Kirchen und die Sehnsucht nach ihrem Glaubensbeispiel

Vielfältig und bunt sind die jungen Kirchen des Südens und deren Theologien: etwa die „Small Christian Communities“ in Afrika, seien sie nun eher von der kontextuellen Theologie Südafrikas oder den „Theologies of the

⁵ Vgl. G. Gutierrez, *Theologie der Befreiung*, Mainz 1973.

Rejected“ in Uganda und dem gesamten ostafrikanischen Raum, vom Widerstand gegen den Islamismus im Sudan oder in anderen arabischen Staaten Nordafrikas geprägt. Auch Indien ist ein faszinierendes Land, das angesichts der von der alten Kastengesellschaft beherrschten sozialen Realität eine erstaunliche interreligiöse Zusammenarbeit auf der Seite der Armen aufweist. Überall im Süden finden wir eine kraftvoll lebendige, junge Kirche, in welcher der Begriff Berufung einen anderen Klang hat als bei uns, Berufung in die Nachfolge Christi, egal, ob in das Volk Gottes im Allgemeinen oder in ein besonderes Amt, in eine besondere Aufgabe. Noch einmal ein Zeugnis der jungen Kirche am anderen Ende der Welt, in dem 7000-Insel-Reich der Philippinen im Pazifischen Ozean.

Auf den Philippinischen Inseln ist unter dem Druck der Diktatur von Ferdinand Marcos und unter dem Druck der Ausbeutung durch die USA sowie internationaler Konzerne etwas entstanden, was die Initiatoren „Church of the Poor/Kirche der Armen“ nennen. An der Wiege der Idee stand auch hier das Konzil und eine Ansprache von Paul VI. während der ersten asiatischen Synode in Manila. Damals lautete seine Botschaft: „Die Völker Asiens sind in ihrer Mehrheit arm und wir dürfen nicht dulden, dass die Kirche als eine Insel der Reichen in einem Ozean des Elends schwimmt.“ Diese Botschaft wurde von den Führern der noch in kolonial feudalen Strukturen lebenden Kirche, welche die eingeforderte Nächstenliebe auf Caritas, auf das Verteilen von Brosamen reduzierte, nicht so gerne gehört. Einer aber, der junge Bischof von Infanta am Südrand der Hauptinsel Luzon, Julio Xavier Labayan, Sohn aus reichem Haus, fuhr mit leuchtenden Augen zurück in sei-

nen armen Küstenstreifen und begann nachzudenken und die Sache in Angriff zu nehmen.

Bildung war seine erste Priorität. „Yapak ng Paginoo“ war der Name für ein Bildungsprogramm, das er mit seinen ebenso begeisterten Mitarbeitern erstellte – „Yapak“ ist das Wort für jene Fußspuren von Mensch und Tier, die man an jedem Morgen im weißen Sand der pazifischen Küste finden kann. Und „Yapak ng Paginoo“ waren eben dann die Fußspuren Gottes, die jeder Teilnehmer, jede Teilnehmerin in den sorgfältig ausgearbeiteten Kursen in seinem/ihrer Leben und im Leben, in der Geschichte der Gemeinschaften und des ganzen Landes entdecken sollte. Nachdem die Geschichte aber eben eine Geschichte der Kolonialisierung, der politischen, wirtschaftlichen, kulturellen Ausbeutung und Marginalisierung war und ist, wird klar, dass hier sehr schnell von Jesu Zusage der integralen Befreiung die Rede war, im Lernen, im Beten, in der Arbeit und im Feiern.

Von den Diktatoren und ihren Handlangern blutig verfolgt, von der offiziellen Feudal-Kirche der Reichen und Mächtigen im Stich gelassen, ja bekämpft und ausgegrenzt, begann „Die Kirche der Armen“ an der Küste der Bauern und Fischer im Süden hinauszuwachsen und langsam die Inseln zu erobern. Heute sind die Prinzipien der „Church of the Poor“ von der Bischofskonferenz anerkannt, wenngleich die Umsetzung nur zögerlich vor sich geht. Den zentralen Grundgedanken hat mir ein Europäer, der aus den Niederlanden stammende und seit mehr als 25 Jahren für Labayens „Kirche der Armen“ arbeitende Theodorus van Loon, von allen nur liebevoll „Deacon Mario“ genannt, erläutert. Er ist als einer der ersten ständigen Diakone von

Kardinal Alfrink in Utrecht geweiht worden, nachdem er meinte, er wolle kein „Hochwürden“, sondern ein Diener der Armen werden. Lange Jahre hat er sein Diakonat als einfacher Fabrikarbeiter gelebt, bis Bischof Julio ihn dann als einen der wichtigsten Mitarbeiter im Weinberg des Herrn an seine Seite geholt hat. Er sagte mir das so: „Ich glaube, dass die Quintessenz der Botschaft Jesu das Reich Gottes ist. Und das Reich Gottes ist nicht die katholische oder eine andere christliche Kirche, sondern viel, viel mehr. Das Reich Gottes ist eine ganz andere Gesellschaft, aufgebaut auf Wahrhaftigkeit, auf Solidarität, auf Liebe, Geschwisterlichkeit und ehrlichem Teilen der materiellen und immateriellen Güter. Das, was wir hier aufbauen, hat nicht nur mit den Christen zu tun, sondern ebenso mit den Buddhisten, den Hindus, den Muslimen, mit allen Menschen, die mit uns leben. Alle Menschen, die an ein letztendliches Ziel, an eine letztendliche Kraft der Gerechtigkeit glauben, haben eine Kapazität, haben ein Glaubenspotential eingestiftet, das sie befähigt an einem System mitzuarbeiten, das eine gerechte und faire Welt für alle ermöglichen wird. Und genau diese Glaubenskraft gilt es zu wecken und zu stärken. Auf die eine oder andere Weise werden wir also auch unsere Kirche so umzubauen haben, dass sie diesen Dienst an den Glaubenden und Suchenden zu leisten imstande ist, statt dieses Glaubenspotential zu behindern und zu entmutigen, wie sie es lange, zu lange getan hat und in Teilen auch heute noch tut.“

In diesen wenigen Sätzen liegt ein ganzes Programm, ein Aktionsplan, eine Ermutung zum Aufbruch, den diese heute am Rande des Wahnsinns dahintaumelnde Welt so bitter nötig hätte. Deacon Mario meint lapidar: „Jesus

meint mit dem Reich Gottes eine Kontrastgesellschaft, an der mitzubauen wir alle berufen sind, ob kirchlich oder säkular, ob gläubig oder ungläubig, denn eine andere Welt ist möglich, wenn viele Menschen den Mut haben, sie auch zu wollen. Gott ist mit uns auf dem Weg, wenn wir die Partei der Armen ergreifen und gemeinsam, ob bewusst oder unbewusst an seinem Reich mitarbeiten. Er ist mit uns. Warum? – Ganz einfach, weil wir versuchen, seine Arbeit zu tun und die Kirche aufzubauen, die er träumt. Welche Hindernissen sich uns auch in den Weg stellen werden, wir werden sie überwinden.“ Diese Selbstsicherheit, diese Überzeugungskraft habe ich an vielen Orten, in vielen Gruppen und Gemeinden selbst erfahren dürfen und manchmal, wenn ich mit all der europäischen Mutlosigkeit und Kleingläubigkeit konfrontiert werde – auch wenn es gottlob die junge Kirche selbst in der alten Kirche und auch bei uns gibt – habe ich Sehnsucht nach dem Beispiel dieser Menschen, nach der Glaubenskraft dieser Armen. Sie, die solange unter Diktatoren gelitten haben und heute durch die brutale Macht der Globalisierung immer weiter ins Elend getrieben werden, sie geben nicht auf, an Jesu Kontrastgesellschaft zu arbeiten, sie leisten tagtäglich Reich-Gottes-Arbeit, sie helfen, sie stützen einander, sie beten und singen aus vollem Herzen, aber sie wissen eben auch, dass Reich-Gottes-Arbeit mehr ist als Halleluja und alte Hymnen.

Wenn man dann mitten unter diesen Leuten ist, die ohne jede Hilfe von außen ein kleines, bescheidenes, aber effizientes Gesundheitssystem aufgebaut oder eine ‚Saatgut-Kooperative‘ gegründet haben und so den internationalen Konzernen ins Angesicht widerstehen, die alternative Schul- und Bildungssysteme für die Kinder und

Jugendlichen einrichten, die solidarisch neue Arbeitsmöglichkeiten für Frauen schaffen, dann trifft man auf Menschen mit aufrechtem Gang, auf Menschen, die Würde ausstrahlen, in deren Augen Stolz und Freude aufleuchten: „Das haben wir geschaffen, das ist unser Werk, denn Gott ist mit uns auf dem Weg. Wenn wir alles tun, was in unseren Kräften steht, dann tut er in seiner Barmherzigkeit den größeren Rest.“ – Diese Zuversicht, dieses Wissen, dass mehr in einem steckt, als man sich zugetraut hat, richtet apathische und verzweifelte Menschen auf, wirkt ansteckend und zieht Kreise über die ganze Inselwelt der Philippinen. Mitten unter diesen armen und von der Globalisierung an den Rand geschobenen Menschen bekommst du plötzlich eine Ahnung davon, was das ist, der Glaube, der Berge versetzen kann, von dem man in unseren Breiten oft so wenig spürt. Dazu Deacon Mario in seiner knappen Art: „Siehst du, es ist doch ganz einfach, wir organisieren die Hoffnung, die Jesus in die Welt gebracht hat.“

Klingt das nicht nach einem Leitgedanken, der auch anderswo, der vielleicht sogar in Europa eines Tages wirksam werden könnte, wenn wir Christen hier uns aufmachten, um gegen den Strom zu schwimmen, gegen den herrschenden Megatrend der Individualisierung und Entsolidarisierung anzudenken und danach zu handeln? Den dazu nötigen Mut, die nötige Phantasie können wir allerdings nicht zwischen Buchseiten, nicht vor dem Fernsehschirm, auch nicht in den lehramtlichen Papieren der „Alten Dame“ finden, sondern nur im Blick auf Menschen, die schon unterwegs sind, die bereits zu Verkündern und Tätern des Reiches Gottes geworden sind. Das erhält die Kirche, so scheint es, jung, denn die Botschaft, das sollten wir nicht vergessen, ist brandaktuell, vielleicht aktueller und brennender denn je. Sie kann jedenfalls nicht schuld daran sein, wenn wir uns zuweilen so alt und müde fühlen und uns – ja vielleicht eben auch Gott – nichts mehr zutrauen.